

Süddeutsche Zeitung vom 15. Dezember 2022

URL: <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/muenchen/russland-krieg-asyl-putin-kriegsdienstverweigerer-schwulsein-in-russland-e207332/?reduced=true>

Ohne uns



Als Putin im Herbst die Teilmobilisierung verkündete, flohen Dmitrij Perwuschin und seine beiden Freunde. Jetzt sitzen sie im Glockenbachviertel, wo sie sein können, was sie zu Hause nicht sein durften: schwul. Die Frage ist, ob sie bleiben können.

Von [Elisa Schwarz](#) (Text) und Robert Haas (Fotos)
15. Dezember 2022 - 9 Min. Lesezeit

Er war nicht zu Hause, als sie geklingelt haben. Das war sein Glück. Dass er nicht da war, um die Tür zu öffnen und seinen Untergang persönlich in Empfang zu nehmen, ah, die Männer von der Einberufungsbehörde, kommen Sie doch rein. Er hat Geschichten gehört von Müttern, die ihre Söhne verstecken in irgendwelchen Hütten. Damit die Männer sie nicht finden.

Er war nicht zu Hause, als sie geklingelt haben, also warfen die Männer einen Zettel in seinen Briefkasten, und das war dann sein zweites Glück. Der Einzugsbefehl ins russische Militär ist nur gültig, wenn er persönlich überbracht wird. Bei ihm lag er im Briefkasten.



„Gemäß dem Bundesgesetz sind Sie verpflichtet, sich unter folgender Adresse zu melden.“

Denis Scherschnjow schaut auf, rüber zu seinen Freunden, Dmitrij Perwuschin und Andrej Frolow. Er weiß noch, wie er dastand in Sankt Petersburg, den Zettel in der Hand, wie er ihn verbrannt hat, hinten im Garten. Wie er den Flammen zugesehen hat, bis nichts mehr da war. Nur noch Asche. Und Angst, die Angst blieb.

Wegen der Angst sind sie geflohen, die drei Freunde. Weil sie nicht kämpfen wollten an der Front. Sterben für Putin. Und jetzt sitzen sie hier.

Ein Donnerstag im Herbst, eine Wohnung im Münchner Glockenbachviertel. Die Sonne scheint zum Fenster rein, auf das Sofa, den Esszimmertisch, an dem die drei Freunde sitzen. Seit vier Wochen wohnen sie jetzt schon hier bei einem Bekannten. Denis Scherschnjow, 38, dichter Bart, Ohrring, manchmal sieht er aus wie ein stiller Kapitän, versunken in sich selbst. Dmitrij Perwuschin, 41, ein Mann mit müdem Blick, er schläft kaum, seit sie hier sind. Und Andrej Frolow, 35, schwarzer Hoodie, schwarzer Humor, wird später sagen: „Wenn wir nicht an der Front sind, haben die Ukrainer weniger Arbeit. Ist doch gut.“

Das will ja gerade jeder von den Russen wissen. Warum sie geflohen sind, warum sie nicht demonstrieren, warum sie nicht Putin stürzen, es wenigstens versuchen. Zeit, mal nachzufragen, wie es ihnen eigentlich so geht.

Denis Scherschnjow kocht jetzt erst mal Tee für alle. Er steht auf, geht in die Küche, an den Füßen Regenbogensocken und Schlappen aus einem Hotel. Ausgerechnet hier sind sie gelandet, in der Wohnung eines Freundes, mitten im Glockenbachviertel. Draußen die Straßen, in denen die Menschen manchmal Regenbogenflaggen ins Fenster hängen. In einem Viertel, in dem sie sein können, was sie zu Hause nicht sein durften. Schwul.



In ihrer Heimat ist das Leben als Schwuler ein verstecktes Leben, ein gedemütigtes Leben. Putin hat Schwule mit Pädophilen gleichgesetzt, sie zu Feinden erklärt, zu Kranken, verseucht vom Westen. Er erließ Gesetze, um Schwule zu kriminalisieren, in Russland machen sich Ärzte strafbar, die Teenager über Homosexualität aufklären.

Damit sind sie großgeworden, die drei Freunde. Mit der Scham, der Angst. Als Junge saß Dmitrij Perwuschin in der Schule und lernte, was zu lernen war: Dass die Russen die Welt von den Nazis befreit hätten, sie allein. Nachmittags hörte er die Madonna-Kassetten seiner Mutter. Madonna, die von der Liebe sang. Seine Mutter, die sagte, Kind, ich hoffe, du wirst niemals schwul.

Und Andrej Frolow, der in Tschita aufwuchs, einer Kleinstadt im Osten Russlands, einer Hölle aus Eis. Es gab dort nichts außer einem Gefängnis und frustrierten Jugendlichen. Einmal war er dabei, als in der Metro ein Mann zusammengetreten wurde, weil er zwei Ohrringe trug. Wie er.

2013 lernten sich die Freunde in Moskau kennen. Online, natürlich, das schwule Leben ist in Russland ein unsichtbares Leben, sagt Dmitrij Perwuschin. Ihm gefiel das Profilbild von Denis Scherschnjow, wie er lächelte neben einem Delfin im Aquarium, sie wurden ein Paar. Ein paar Jahre später kam Andrej Frolow dazu, als Kumpel, zusammen mit seinem Hund, der auf seinem Schoß hockt wie ein Riesenkuscheltier mit abgeknicktem Ohr.

Das war ihr Leben, dann kam der 24. Februar. Und was sollen sie sagen. Putin hasst nichts mehr als Kriegsdienstverweigerer. Außer natürlich schwule Kriegsdienstverweigerer.

In der Wohnung gehen die drei Freunde jetzt erst mal raus auf den Balkon. Andrej Frolow raucht wieder, seit dem Krieg. Dmitrij Perwuschin sagt, sein Ausschlag in den Handflächen sei schlimmer geworden. Auf der Stirn hat er noch eine kleine Narbe von einem Geschwür, das ihm im Sommer wuchs. Mussten ihm die Ärzte rauschneiden. Aber der eigentliche Schaden passiert im Kopf, die Schlafstörungen, die Ängste.



Es heißt ja immer, dass im Krieg zuerst die Wahrheit stirbt. Bei ihnen war es die Lüge. Die Lüge, die sie schon als Kinder in der Schule lernen mussten, die sie glaubten, weil sie es nicht besser wussten: In der Sowjetunion leben die Guten. Und im Westen die Bösen.

Die Lüge lebte noch, als im Dezember 2021 die ersten Gerüchte rumgingen, Putin plane eine Truppenübung und Dmitrij Perwuschin dachte: Soll er doch. Sind doch seine Truppen. Sie starb, als die drei Freunde am 24. Februar bei Telegram die Nachrichten lasen, Russland greife die Ukraine an, und sie mit ihren Freunden aus Kiew schrieben. Seitdem wissen sie nicht mehr, wer sie sind. „Eine alte Karotte, die man aus dem Boden gerissen hat“, sagt Dmitrij Perwuschin am Esszimmertisch.

Und klar gingen sie auf die Straße, um ihre Wut rausschreien, das ist nicht unser Land. Sie stiegen in die Metro zum Roten Platz, liefen die Stufen hoch. Da standen sie schon, die Polizisten. Fragten, was sie hier wollten. Durchsuchten ihre Taschen. Schoben sie in einen Wagen. Drinnen saß ein Mann, der überhaupt nicht verstand, warum er verhaftet worden war, sagt Dmitrij Perwuschin, er sei doch nur Passant gewesen. Krieg? Welcher Krieg?

Eineinhalb Stunden dauerte die Fahrt, dann wurden sie in eine Polizeistation geführt. Es tropfte, es roch nach Abwasser, sagt Dmitrij Perwuschin, im Zimmer standen ein Tisch und ein paar Stühle. Warum sie an einem illegalen Protest teilnehmen, wollten die Polizisten wissen. Wegen des Krieges, sagte Dmitrij Perwuschin. Da schaute ihn die Polizistin an, sie sagte, wegen euch muss ich hier Nachtschichten schieben.

Das war es, was sie in diesen ersten Stunden begriffen. Dass die Lüge vom bösen Westen weiterlebte, in den Polizisten, in der Richterin, die sie ein paar Wochen später von oben herab anlächelte und sagte, illegaler Protest, 1300 Euro – und das nächste Mal Gefängnis.

Und das ist es, was Dmitrij Perwuschin nicht versteht, wenn die Leute hier fragen, warum sie geflohen sind. Warum sie nicht protestieren in ihrem Land. „Weil wir dann weg wären“, sagt Dmitrij Perwuschin.

Am 25. September verließen sie das Land, vier Wochen, nachdem Denis Scherschnjow den Einzugsbefehl im Briefkasten hatte. Ein Freund aus München schrieb Dmitrij Perwuschin damals, sie könnten bei ihm und seiner Familie unterkommen. Also packten sie ihre Sachen.

Andrej Frolow, der sagt, seine Mutter habe nichts wissen wollen von der Flucht. Stattdessen habe sie die Verwandten belogen: Ihr Sohn sei an der Front, kämpfen für Putin. Dmitrij Perwuschin, dessen Mutter nicht wollte, dass er ging. Sie ist 70, sie sagte, ich werde dich nie mehr wiedersehen, dann gab sie ihm einen kleinen Igel aus Wolle, ein Schutzengel mit Stacheln. Und Denis Scherschnjow, der seinen Eltern nicht sagen konnte, dass er geht, weil seine Eltern tot sind. Er gab nur seiner Schwester Bescheid. Und ging.



Finnland, Stockholm, Hamburg. Dann waren sie da. Münchner Hauptbahnhof, 3. Oktober. Über ihnen die Schilder für ukrainische Flüchtlinge, gelb-blaue Fahnen, „Willkommen“.

Und sie. Die drei Russen mit Hund.

Manchmal sitzen sie jetzt da und lesen die Nachrichten auf dem Handy. Die Gerüchte, dass Putin nach den Winterferien eine neue Mobilisierung verkünden wird. Putin, der ein neues Gesetz unterschrieben hat, gegen „LGBTQ-Propaganda“. Queere Kultur ist damit faktisch illegal. Das erste queere Museum in Sankt Petersburg – musste vor ein paar Tagen schließen. Vladimir Nabokovs Roman „Lolita“ - könnte bald verboten sein, weil der Erzähler andeutet, schwul zu sein. Rocketman, die Szene, in der Elton John einen anderen Mann küsst? Wird in den Kinos rausgeschnitten wie ein Geschwür, sagt Dmitrij Perwuschin, zack, weg.

Allein deswegen wollen sie schon nicht mehr zurück. Weil sie Feinde sind, in ihrem eigenen Land. Und die Frage ist, ob sie bleiben können, in München, in Deutschland, in Sicherheit.



Ein Donnerstag Ende Oktober, die drei Freunde haben einen Termin bei einer Anwältin, Fachgebiet: Asylrecht. Im Regal stehen schwere Gesetzesbücher, schwarze Roben an der Wand, am Schreibtisch nimmt die Anwältin Platz. Sie zieht drei Striche auf einem Papier, drei Kästchen für drei Leben, sie lächelt, sie sagt auf Englisch: „Also, was muss ich wissen?“

Dann schrumpft die ganze Geschichte auf Zahlen runter, auf Fakten, auf den Visumstyp: Die drei Freunde sind mit Schengen- und Touristenvisa da, schlechte Visa, sie wollen hier arbeiten, und wer hier arbeiten will, braucht ein Arbeitsvisum. Dafür müssten sie nach Russland fahren zur Botschaft. Dmitrij Perwuschin sagt, dann behalten sie Denis gleich da.

Die Anwältin sagt: Eben. Und dann erzählt sie von einer Ballettkompanie, die sie gerade vertrete, tolles Ensemble vom Bolschoi. Gingen vor dem Krieg auf Tournee in Europa, äußerten sich schockiert, als der Krieg ausbrach. Dann wurde das Wort „Krieg“ in Russland verboten. Seitdem sitzen die Tänzerinnen fest, weil sie Angst haben, verhaftet zu werden, wenn sie zurückkehren.

Und während die Anwältin so erzählt, schaut Dmitrij Perwuschin immer verlorener, vielleicht, weil er kein Balletttänzer ist und auch nicht verfolgt wurde. Er hat auch keinen Einzugsbefehl vom Militär bekommen, und als wäre das hier ein Casting der besonders miesen Schicksale, sagt er jetzt leise, ich glaube, ich habe keine Chance, als Filmemacher ein Visum zu bekommen. Da sagt die Anwältin erst mal nichts.

Im September sagte Bundesinnenministerin Nancy Faeser, dass russische Deserteure und Kriegsdienstverweigerer Asyl beantragen können, seitdem rätseln viele, wer dazu eigentlich gehört. Ob es reicht, wenn man bloß Angst davor hat, eingezogen zu werden. Winfried Kluth, Professor für öffentliches Recht, sagte in der Tagesschau, die Grenze bestehe dort, wo Menschen, die zum Kriegsdienst verpflichtet wurden, mit hoher Wahrscheinlichkeit an Kriegsverbrechen teilnehmen müssen.

Wie hoch diese Wahrscheinlichkeit ist, wird einzeln geprüft. Bei Denis Scherschnjow wäre sie wohl eher hoch, weil er einen Einzugsbrief bekommen hat, sagt die Anwältin. Blöderweise hat er ihn verbrannt, aber gut, immerhin hat er ein Foto gemacht.

Bei Andrej Frolov und Dmitrij Perwuschin: Eher schwierig, sie waren beide nicht beim Militär. Aber wer weiß, wer in Russland demnächst alles an die Front muss. Und sind schwule Männer in Russland nicht sowieso verfolgt? Die Anwältin sagt, die Behörden würden

jeden Fall prüfen, Beweise sammeln, Gespräche führen. Das kann zwischen drei und sechs Monate dauern. Und die Sache ist ja auch die: Wer Asyl beantragt, darf erst mal nicht arbeiten. Wer Asyl beantragt, muss in eins dieser Ankerzentren, und die sind in Bayern vor allem eines. Überfüllt.

Die drei Freunde jedenfalls wollen kein Asyl beantragen, sie wollen arbeiten. Dmitrij Perwuschin ist Filmemacher, Denis Scherschnjow ist Koch, Andrej Frolow Grafikdesigner. In Bayern fehlen 4155 Köche, 127 Grafikdesigner, 26 Filmemacher. Es könnte so einfach sein. Ist es aber nicht.



Ein paar Tage später sitzen die drei Freunde wieder am Esszimmertisch im Glockenbachviertel und überlegen, wie sie an ein Arbeitsvisum kommen können, ohne nach Russland zu müssen.

Denis Scherschnjow sagt, er habe vielleicht ein Angebot von einem Koch in München. Wenn er von ihm einen Arbeitsvertrag bekommt, ist es leichter, an eine Arbeitserlaubnis zu kommen, so hat es die Anwältin gesagt. Andrej Frolow sagt, er habe Schiss, dass ihn keine Firma will, wenn er zum Bewerbungsgespräch kommt, ohne Visum, dafür mit einem Haufen Formulare in der Hand. Aber er will es versuchen, in Berlin. Dmitrij Perwuschin sieht immer noch ein bisschen verloren aus, er sagt, als Filmemacher ist es einfach schwer, einen Job zu bekommen. Er will sich in Berlin einen Anwalt suchen, weil sie in Berlin mutiger sind als in München.

Und dann sitzen die drei Freunde da. Und planen. Und grübeln. Und trösten, als die Tochter vom Freund reinkommt und weint, und Dmitrij Perwuschin sagt, wenn deine Freunde blöd sind, sag ihnen, du hast drei Russen zu Hause. Sie lachen. Und wenn jetzt jemand fragen würde, wie es ihnen so geht, den Russen in Deutschland, dann wäre das die Antwort: Nichts ist in Ordnung. Aber es gibt Momente, in denen es sich wenigstens so anfühlt.

Team

Text Elisa Schwarz

Foto Robert Haas

Digitales Storytelling Elisa Schwarz